

Wiesbadener Lazarett-Zeitung



MITTEILUNGEN ÜBER UNTERRICHTSWESEN,
BERUFSBERATUNG UND STELLENVERMITTLUNG.
HERAUSGEGEBEN DURCH DEN AUSSCHUSS FÜR
VOLKSVORLESUNGEN FRANKFURT A.M. VOM

Ortsausschuss für Kriegsbeschädigten - Fürsorge
Wiesbaden / Abteilung X vom roten Kreuz.

Nr. 13.

Weihnachten

1917.

Weihnacht.

Als einst der ros'ge Christ geboren
in Bethlehem zur Weibnacht,
hat Gott den Hirten vor den Toren,
durch schöne Engel auserkoren,
die erste Kunde zugebracht.

Die grauen Hüter auf dem Felde
in dunkler Weibnacht sind wir.
O, dass vom Wasgau bis zur Schelde
der nächt'ge Himmel sich erhelle
Und Gottes Engel trät' d'für!

Einmal gibt Gott uns doch den Frieden,
so oder so, nach seinem Sinn;
sei's droben, sei's im Sieg hienieden,
wir nehmen, was er uns beschieden,
demütiglich als Weibnacht hin.

Mit deinen Engeln, deinen schönen,
du ros'ger Christ, kehr' ein, kehr' ein!
Die wunden Herzen zu versöhnen,
lass' du dein Friede — Freude tönen!
Die grauen Hüter harren dein . . .

Leutnant Walter Flex,
gefallen auf Oesel am 16. Oktober 1917.



Die heilige Nacht.

Von Selma Lagerlöf.

Es war an einem Weihnachtstag, alle waren
zur Kirche gefahren, außer Großmutter und mir.
Ich glaube, wir beide waren im ganzen Hause allein.
Wir haben nicht mitfahren können, weil die eine
zu jung und die andere zu alt war. Und alle
beide waren wir betrübt, daß wir nicht zum
Mettegefang fahren und die Weihnachtslichter sehen
konnten.

Aber wie wir so in unserer Einsamkeit saßen,
sagte Großmutter zu erzählen an.

„Es war einmal ein Mann“, sagte sie, „der
in die dunkle Nacht hinausging, um sich Feuer
zu leihen. Er ging von Haus zu Haus und klopfte
an. „Ihr lieben Leute helft mir!“ sagte er, „mein
Weib hat eben ein Kindlein geboren, und ich muß
Feuer anzünden, um sie und den Kleinen zu er-
wärmen.“

Aber es war tiefe Nacht, so daß alle Menschen
schlafen, und niemand antwortete ihm.

Der Mann ging und ging. Endlich erblickte er
in weiter Ferne einen Feuerschein. Da wanderte
er dieser Richtung zu und sah, daß das Feuer im
Freien brannte. Eine Menge weißer Schafe lagen
rings um das Feuer und schliefen, und ein alter
Hirt wachte über die Herde.

Als der Mann, der Feuer leihen wollte, zu den
Schafen kam, sah er, daß drei große Hunde zu
Füßen des Hirten ruhten und schliefen. Sie er-
wachten alle drei bei seinem Kommen und sperrten
ihre weiten Rachen auf, als ob sie bellen wollten,
aber man vernahm keinen Laut.

Der Mann sah, daß sich die Haare auf ihrem
Rücken sträubten, er sah, wie ihre scharfen Zähne
funkelnd weiß im Feuerschein leuchteten, und wie
sie auf ihn losstürzten. Er fühlte, daß einer von
ihnen nach seinen Beinen schnappte und einer nach
seiner Hand, und daß einer sich an seine Kehle
hängte. Aber die Rinnladen und die Zähne, mit
denen die Hunde heißen wollten, gehorchten ihnen
nicht, und der Mann litt nicht den kleinsten
Schaden.

Nun wollte der Mann weiter gehen, um das
zu finden, was er brauchte. Aber die Schafe lagen
so dicht nebeneinander, Rücken an Rücken, daß er
nicht vorwärts kommen konnte. Da stieg der Mann
auf die Rücken der Tiere und wanderte über sie
hin dem Feuer zu. Und keins von den Tieren
wachte auf und regte sich.

Soweit hatte Großmutter ungestört erzählen
können, aber nun konnte ich es nicht lassen, sie zu
unterbrechen. „Warum regten sie sich nicht, Groß-
mutter?“ fragte ich. „Das wirst du nach einem
Weilchen schon erfahren“, sagte Großmutter und
fuhr mit ihrer Geschichte fort.

Als der Mann fast beim Feuer angelangt
war, sah der Hirt auf. Es war ein alter, mür-

rischer Mann, der unwirsch und hart gegen alle
Menschen war. Und als er einen Fremden kommen
sah, griff er nach einem langen, spitzigen Stabe,
den er in der Hand zu halten pflegte, wenn er
seine Herde hütete, und warf ihn nach ihm. Und
der Stab fuhr zischend gerade auf den Mann los,
aber ehe er ihn traf, wich er zur Seite und faufte,
an ihm vorbei, weit über das Feld.

Als Großmutter soweit gekommen war, unter-
brach ich sie abermals. „Großmutter, warum wollte
der Stab den Mann nicht schlagen?“ Aber Groß-
mutter ließ es sich nicht einfallen, mir zu antworten,
sondern fuhr mit ihrer Erzählung fort:

Nun kam der Mann zu dem Hirten und sagte
zu ihm: „Guter Freund, hilf mir und leih mir
ein wenig Feuer. Mein Weib hat eben ein Kind-
lein geboren, und ich muß Feuer machen, um sie
und den Kleinen zu erwärmen.“

Der Hirt hätte am liebsten nein gesagt, aber
als er daran dachte, daß die Hunde dem Manne
nicht schaden konnten, daß die Schafe nicht
vor ihm davongelaufen waren, und daß sein Stab
ihn nicht fällen wollte, da wurde ihm ein wenig
bange, und er wagte es nicht, dem Fremden das
abzuschlagen, was er begehrte.

„Nimm soviel du brauchst“, sagte er zu dem
Manne.

Aber das Feuer war beinahe ausgebrannt. Es
waren keine Scheite und Zweige mehr übrig, sondern
nur ein großer Gluthaufen, und der Fremde hatte
weder Schaufel noch Eimer, worin er die roten
Kohlen hätte tragen können.

Als der Hirt dies sah, sagte er abermals:
„Nimm so viel du brauchst!“ Und er freute sich,
daß der Mann kein Feuer wegtragen konnte. Aber
der Mann beugte sich hinunter, holte die Kohlen
mit bloßen Händen aus der Asche und legte sie in
seinen Mantel. Und weder versengten die Kohlen
seine Hände, als er sie berührte, noch versengten
sie seinen Mantel, sondern der Mann trug sie



fort, als wenn es Masse oder Kiesel gewesen wären."

Aber hier wurde die Märchenerzählerin zum dritten Mal unterbrochen. „Großmutter, warum wollten die Kohlen den Mann nicht brennen?“

„Das wirst du schon hören,“ sagte Großmutter, und dann erzählte sie weiter.

Als dieser Hirt, der ein so böser, mürrischer Mann war, dies alles sah, begann er sich bei sich selbst zu wundern: „Was kann dies für eine Nacht sein, wo die Hunde die Schafe nicht beißen, die Schafe nicht erschrecken, die Lämmer nicht töten und das Feuer nicht brennt?“ Er rief den Fremden zurück und sagte zu ihm: „Was ist dies für eine Nacht? Und woher kommt es, daß alle Dinge dir Barmherzigkeit zeigen?“

Da sagte der Mann: „Ich kann es dir nicht sagen, wenn du selber es nicht siehst.“ Und er wollte seine Wege gehen, um bald ein Feuer anzünden und Weib und Kind erwärmen zu können.

Aber da dachte der Hirt, er wolle den Mann nicht ganz aus dem Gesicht verlieren, bevor er erfahren hätte, was dies alles bedeute. Er stand auf und ging ihm nach, bis er dorthin kam, wo der Fremde daheim war.



Da sah der Hirt, daß der Mann nicht einmal eine Hütte hatte, um darin zu wohnen, sondern er hatte sein Weib und sein Kind in einer Berggrotte liegen, wo es nichts gab als nackte kalte Steinwände. Aber der Hirt dachte, daß das arme unschuldige Kindlein vielleicht dort in der Grotte erfrieren würde, und obgleich er ein harter Mann war, wurde er davon doch ergriffen und beschloß, dem Kind zu helfen. Und er löste sein Häutchen von der Schulter und nahm daraus ein weiches weißes Schaffell hervor. Das gab er dem fremden Manne und sagte, er möge das Kind darauf betten.

Aber in demselben Augenblicke, in dem er zeigte, daß auch er barmherzig sein konnte, wurden ihm die Augen geöffnet, und er sah, was er vorher nicht hatte sehen können, und hörte, was er vorher nicht hatte hören können.

Er sah, daß rund um ihn ein dichter Kreis von kleinen silberbesetzten Englein stand. Und jedes von ihnen hielt ein Saitenspiel in der Hand, und alle sangen sie mit lauter Stimme, daß in dieser Nacht der Heiland geboren wäre, der die Welt von ihren Sünden erlösen sollte.

Da begriff er, warum in dieser Nacht alle Dinge so froh waren, daß sie niemand etwas zu leiden tun wollten.

Und nicht nur rings um den Hirten waren Engel, sondern er sah sie überall. Sie saßen in der Grotte, und sie saßen auf dem Berge, und sie flogen unter dem Himmel. Sie kamen in großen Scharen über den Weg gegangen, und wie sie vorbeikamen, blieben sie stehen und warfen einen Blick auf das Kind.

Es herrschte eitel Jubel und Freude und Singen und Spiel, und das alles sah er in der dunklen Nacht, in der er früher nichts zu gewahren vermocht hatte. Und er wurde so froh, daß seine Augen geöffnet waren, daß er auf die Knie fiel und Gott dankte.

Aber als Großmutter soweit gekommen war, seufzte sie und sagte: „Aber was der Hirt sah, das können wir auch sehen, denn die Englein fliegen in jeder Weihnachtsnacht unter dem Himmel, wenn wir sie nur zu gewahren vermögen.“

Und dann legte Großmutter ihre Hand auf meinen Kopf und sagte: „Dies sollst du dir merken, denn es ist so wahr, wie daß ich dich sehe und du mich siehst. Nicht auf Lichter und Lampen

kommt es an, und es liegt nicht an Mond und Sonne, sondern was not tut, ist, daß wir Augen haben, die Gottes Herrlichkeit sehen können.“

(Aus dem schönen Buche der großen schwedischen Dichterin Selma Lagerlöf „Christuslegenden“. Verlag Albert Langen in München.)



Kriegsweihnacht 1917.

Von Gustav Frenssen.

An einem Wintertage fuhr einmal ein Dampfer, der von Kanada kam, durch die Nordsee der Elbe zu. Es war schon seit drei Tagen stürmisch, und war dunkel von Regen. Der Sturm jagte hinter ihnen her, jagte um sie und über ihnen in den Drähten; und seit zwanzig Stunden wußte die Besatzung nicht mehr, wo sie sich befand: ob Sturm und Wogen sie richtig auf die Elbmündung zutrieben, oder ob sie nördlich oder südlich davon auf die Sande und in die Brandung liefen. Die auf der Brücke standen, starrten in den trüber und trüber werdenden Abend, ob sie nicht ein Feuer entdeckten, und wenn, ob es denn das richtige wäre, das vom Feuerschiff, das in die Elbmündung fährt; die übrige Mannschaft arbeitete oder lag unten im Logis, und war müde, zerklüftet und mutlos. Sie glaubten alle nicht recht mehr, daß es zu einem guten Ausgang käme, und sie grünten sich und dachten: „Was ist nun das Leben? Und wo ist Gott?“ Als aber die auf der Brücke so standen und vorwärts über die tosende, wühlende See starrten, und eine besonders mächtige, lange Woge kam und den Dampfer hob und auf ihrem Rücken vorwärts trug. . . sahen sie plötzlich . . . weit vor sich . . . ein Licht . . . und sahen zugleich, an seinem Blinken, daß es das richtige wäre, das vom Feuerschiff. Da lief der eine von ihnen von der Brücke; und ein anderer, der an der Treppe gestanden hatte, lief auch hinab; und sagten es allen andern. Da kamen sie alle in ihren schweren Seestiefeln . . . es dröhnte und klirrte die Treppe . . . und kamen alle herauf, und starrten nach vorne über die See. Und als wieder eine Woge kam, sahen sie das Licht, und daß es das richtige war. Und sie atmeten alle hoch auf; und sie dankten im stillen Gott.

Liebe Deutsche . . . wir sind nun seit Jahren in einem Sturm, in einem Hagelweiter sondersgleichen, so wie niemals, so lange die Welt steht, über ein Volk gekommen ist. Es tobt von allen Windrichtungen der Welt über uns her; und es tobt fast noch mehr durch unsere Herzen. Darüber sind wir traurige, ruhelose, notvolle Menschen geworden. Wo war in diesen Jahren irgendwo eine Freude? Wo konnte irgend ein schöner, ruhiger Gedanke Fuß fassen? Wo war ein stiller, glücklicher Tag, wo ein glückliches Herz? Das Schlimmste aber war, daß in der Tiefe der Seele, die Not, der Zweifel wieder aufkam und die Herrschaft gewann, der alte Menschenzweifel: ob das Menschenleben überhaupt wohl etwas Gutes und Besseres wäre, ob die Menschheit und ihr Weg wohl irgend einen Sinn hätte, ob über der Menschheit und über aller übrigen Schöpfung ein hoher, guter Geist die Wache hielte. „Die Menschheit?“ sagten sie bitter, „was ist die Menschheit? An den Fronten töten sie einander, drinnen im Land reißten sie sich Geld und Nahrung gegenseitig aus den Händen.“ — „Gott?“ sagten sie . . . „Was muß das für ein Gott sein, der dies alles zuläßt! Der die Menschheit eine Weile hob . . . da dachten wir: nun geht es dauernd aufwärts mit ihr . . . und dann so in die Tiefe zurückwirst, so in die tiefste, grausamste Tiefe!“ Ja, so dachten viele, viele Menschen! Und ja, das war das Schlimmste in diesen Jahren: dies Sinken, ja, Stürzen des Glaubens, des hellen, guten Glaubens an den Sinn des Lebens und des Menschheitsweges, und

dies Aufsteigen trauriger Zweifel, furchtbarer Bitterkeiten, alter, grauer Menschheitsnacht!

Aber sieh . . . wenn diese Zweifel, diese Bitterkeiten am höchsten gestiegen waren in diesen Jahren . . . wenn die noch Gläubigen heftiger trauerten, die Zweifler stärker zweifelten, die Spötter herber spotteten, wenn das schreckliche Toben des Sturmes um uns her mit den klanglosen langen, dunklen Winternächten sich vereinte, Schimpf und Schmach aus aller Welt wilder über die Grenzen drang, mit leuchtendem Atem unsere Brüder die Fronten hielten . . . Sturm über uns und um uns . . . sieh, dann erschien . . . fern über den wilden Bogen . . . ein Licht . . . das alte Licht der heiligen Weihnacht; und war uns Bangen, uns Weinenden, uns Zweifelnden, ach, uns fast Verzweifelnden ein leiser, guter Trost . . . ein Trost in Not und Tränen.

Liebe Deutsche . . . diese Weihnachtsgeschichte! Diese Erscheinung des Heilands! Ein Kind, in einem Stall . . . in einer Krippe . . . Kind kleiner Leute . . . fern in irgend einem Land! Engel auf dem Feld in der Nacht . . . Hirten sagten, sie hätten es gesehen! Genug von diesen Wundern! Diese sind die Kleinsten in seinem Leben! Das Kind wuchs auf; und seine Seele war voll von tiefklarem, wunderhohen Licht. Und es wurde ein Mann und trat auf. Unter dem Mißtrauen der Obrigkeit seines Volkes, unter dem peinlichen Schweigen, bald dem Haß der Weisen und Gelehrten, unter der Unwissenheit und dem verständnislosen Staunen seines Volkes lebte er ein Leben reinster und hellster Güte; und verstandete einen Glauben, der das arme Menschenleben in das ewig klare und heitere Licht hinüberreißt, das um Gottes Gegenwart flammt, einen Glauben, der die mühsame Menschenseele und die Seele des höchsten Gottes in Feuer zusammenschmolz, und der das Sterben der Menschen zu einem Fluge macht in Gottes gute Hände. So lehrte er: und so lebte er auch. Und so starb er auch. Im Anfang seines Mannstums starb er um diesen Glauben, unter dem Hohn der Weisen seines Volkes, unter der Genugtuung der Massen, in namenlosen Qualen Leibes und der Seele.

Das ist die Geschichte! Das ist die Tatsache . . . eine Tatsache, so fest wie Sonne, Mond und alle Sterne. Da kann kein Mensch etwas davon abnehmen; und keiner kann daran vorbeigehen. Ein Narr, der sagte: „Ich geh' dran vorüber!“ Ein rechter, ernster Mensch muß allem ins Gesicht sehen: jeder Niedertracht, jedem Zweifel und jedem Graufen. Aber auch jedem edlen Glauben, jedem hohen Feuer und heiligen Willen und Glauben; auch dieser Botschaft von diesem Heiligen, dieser Weihnachtsbotschaft. Und sieht er hin . . . sowie an jenem stürmischen Abend die Leute taten auf jenem Schiff, da der Mann sie rief . . . es dröhnte und klirrte die Treppe, und sie standen und starrten über die wilde See . . . ! dann steht da der Heiland mit dem heißen, schönen Feuer in den Augen . . . wer magt zu spotten über ihn, der in jungen Jahren für seine Sache in den Tod ging? . . . mit dieser abgrundtiefen, reinen Liebe zu den Menschen . . . mit diesem wunderbaren Sagen und Versprechen in seiner Rede . . . von einer ewigen Liebe, die über allen Menschen waltet . . . mit einer stillen, seelischen Verheißung hinter seiner edlen Stirn. Wer kann dem widersprechen? Nur der, der das Dunkel liebt, die trübe Nacht, und nicht den Tag. Alle andern, die Millionen, . . . wie jene auf dem Schiff, auf der Nordsee . . . sehn hinüber und danken Gott . . . für diesen Schein von Bethlehem, für diesen Tod von Golgatha, für dieses Feuer, das er in seiner Seele hatte.

Es gibt ja viele, die sagen: Ja, früher! . . . vor dem Krieg . . . da sahen wir dies Feuer, und sahen dahin! Wie waren wir still selig, wenn Weihnachten kam mit seinem Licht! . . . Aber seit der Krieg da ist . . . all dies Schreckliche . . . seitdem glauben wir nicht mehr! Seitdem ist uns, als wenn es ausgelöscht ist! . . . Wie können sie das sagen! Wie können sie so umkehren, was Wahrheit ist! Was ist das für ein Feuer, das in den Millionen Freiwilligen, ja in allen Millionen unseres Heeres brannte, da es